

Der Hauptmann

Autor(en): **Birken, Heinz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **29 (1961)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567259>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Hauptmann

Von Heinz Birken, Berlin.

Zu Beginn des zweiten Weltkrieges lebte auf einem kleinen Gut in Ostpreussen der Besitzer dieses Gutes, ein Mann von fast fünfzig Jahren. Er war ein stiller, untadelhafter Mensch, der manchmal bis tief in die Nacht hinein über Büchern sass, von denen in seinem Zimmer eine ganze Wand mit vollen Regalen stand. Von Landwirtschaft verstand er nicht allzuviel und kümmerte sich daher wenig um den wirtschaftlichen Betrieb seiner Beszung, sondern verliess sich völlig auf seinen Verwalter, der ein ausgezeichneter Landwirt war. Die Leute hingen an ihm, weil er gerecht und gütig war, und sprachen von ihm nur als vom Herrn Hauptmann, da er als solcher den ersten Weltkrieg mitgemacht hatte, wobei er zwar mit hohen Orden ausgezeichnet worden war, aber auch ein Bein verloren hatte. Obwohl er an diesen Verlust und an die Prothese in den vergangenen über zwanzig Jahren längst gewöhnt war und ein Fremder überhaupt nichts merkte, brauchte er bei Ausbruch des neuen Krieges natürlich nicht mehr Soldat zu werden. Sein Verwalter jedoch, wie auch der grösste Teil der wehrfähigen Gutsarbeiter, wurde schon nach wenigen Wochen eingezogen.

Den ersten Winter über behalf sich der Gutsherr, der sich notgedrungen nun wieder um mehr Dinge kümmern musste, mit den wenigen Männern, die ihm geblieben waren; auch Frauen und Kinder mussten nach ihren Kräften mehr herangezogen werden. Im nächsten Frühjahr jedoch wurden dem Gut 'Fremdarbeiter' zur Arbeit überwiesen, meistens Studenten und ältere Schüler des im ersten Kriegssturm überraschten und eroberten polnischen Staates. Den jungen Menschen setzte die schwere und ungewohnte Landarbeit sehr zu, so dass sie mit hohlwangigen, abgemagerten Gesichtern und bereits ziemlich zerschlossener Kleidung schon nach kurzer Zeit einen bedauernswerten Anblick boten. Den gleichzeitig mit ihnen überwiesenen Aufseher, der sich ohne weiteres das Amt eines Verwalters anmasste, kümmerte das wenig. Im Gegenteil schien es ihm ein besonderes Verdienst zu sein, die ihm Anvertrauten zu schinden und zu drangsaliieren. Er war ein breiter, untersetzter Mann, der gleich zu Anfang des Krieges einen Arm verloren hatte, dies jedem Polen als persönliche Schuld ankreidete und dementsprechend an jedem Rache nahm. Unerbittlich trieb er 'das faule Gesindel', wie er sie zu beschimpfen pflegte, zur Arbeit an. Sie zitterten, wenn sie nur schon seine Stimme hörten. Der Hauptmann stellte den Mann zur Rede, der jedoch frech wurde und sich auf 'Befehle höherer Stellen' berief. Der Gutsherr war empört, wusste aber, dass er tatsächlich machtlos war. Auf seine Weise versuchte er, den Fremdarbeitern ihr Los erträglicher zu machen: er liess ihnen mehrere Tische und Bänke in das leerstehende Insthaus stellen, in dem sie untergebracht waren; er gab ihnen neues und reichliches Stroh für ihr Lager, dazu einige Decken. Er sprach freundlich zu ihnen, lobte ihren Fleiss und Eifer und ihre stille, bescheidene Art. Sie lächelten ihm dankbar, wenn auch scheu, zu. Vielleicht hatten sie, wenigstens einige, seine Worte verstanden; vielleicht war es auch nur der warme, menschliche Klang darin, der ihnen wohlthat.

Der Gutsherr liess sich wieder weniger auf den Feldern sehen. Vergeblich hatte er versucht, sich mit dem Aufseher in einer ruhigen Stunde sachlich auseinanderzusetzen. Der Mann blieb unzugänglich. Mit Nachdruck pochte er auf seine ihm 'von höherer Stelle' verliehenen Rechte und die Befehle, die er zu befolgen habe. Die Andeutung des Gutsherrn, dass er sich über diese Rechte und Pflichten Auskunft geben lassen wolle und sich daraufhin eine Beschwerde über ihn vorbehalten, tat jener mit Gelächter und wegwerfender Handbewegung ab.

Eines Abends, als die Arbeiten auf dem Feld beendet waren und die jungen Fremdarbeiter zu dem von dem Aufseher eingeführten Appell auf dem Gutshof vor ihm standen, wurde der Gutsherr in seinem Zimmer durch das laute Gebrüll des Mannes aufgeschreckt. Er hörte das sausende Pfeifen einer Peitsche, dem mehrmaliges Klatschen auf einen Körper folgte, und rannte hinaus. Auf dem Hof sah er die verstörten jungen Polen zitternd in drei Reihen stehen. Zwei Meter davor kauerte einer der ihnen mit eingezogenem Rücken und zur Erde gesenktem Kopf. Vor ihm stand der Aufseher mit rotem Gesicht, die Hand mit der kurzen Lederpeitsche nun in die Hüfte gestemmt, und schrie wie von Sinnen auf den Hingeduckten ein. Der Gutsherr schritt eilig auf die Gruppe zu und verlangte mit beherrschter Stimme zu wissen, was hier vor sich gehe. Das polnische Schwein habe sich erdreistet, ihn anzuspucken, und sei daher von ihm entsprechend gezüchtigt worden, schrie der Aufseher. Da richtete sich der junge Pole auf und rief, das wäre nicht wahr. Leiser sagte er dann, der Herr Verwalter habe ihn aufgefordert, ihm die staubigen Stiefel zu putzen, was er mit einem alten Taschentuch versucht habe, weil er nichts anderes gehabt hätte. Darauf sei ihm befohlen worden, auf die Stiefel zu spucken, damit der Staub besser abzuwischen gehe. Als er das getan habe, sei er geschlagen worden.

Der Aufseher, der die ‚verdammte Bande‘ nur deutsch anbrüllte und stets behauptet hatte, dass sie das ganz gut verstünde, war einen Augenblick starr vor Staunen darüber, dass einer von ihnen deutsch und sogar fließend deutsch sprach. Bevor er zu einem erneuten fluchenden Donnerwetter ansetzen konnte, hatte der Gutsherr ihn mit unerwartet scharfer Stimme, plötzlich ganz Offizier vor einem Untergebenen, beschuldigt, seine Befugnisse weit überschritten zu haben. Er solle die jungen Leute sofort in ihre Unterkunft entlassen, worauf er seines Postens enthoben sei. «Dieser hier kommt mit», sagte er und wies auf den jungen Polen, «er wird mir seine Aussage wiederholen, und ich werde ein Protokoll aufnehmen.» Er beugte sich zu dem jungen Mann und fragte ihn: «Können Sie aufstehen und mir folgen?» «Ja», antwortete der, richtete sich mühsam auf und taumelte ein paar Schritte. Dann ging es besser. Aufrecht und straff schritt der Gutsherr langsam vor ihm her, fast einen Kopf grösser scheinend als sonst, Soldat wie in vergangener Zeit. «Das hat er gut gemacht, unser Herr Hauptmann!» raunten die Gutsleute sich zu, die aus einiger Entfernung zuerst entsetzt, dann aufatmend zugesehen hatten und nun kopfschüttelnd in ihre Wohnungen gingen. Der Aufseher war aus seiner Erstarrung erwacht. «Wegtreten!» brüllte er und liess die Peitsche sausend durch die Luft fahren. Die jungen Polen stürzten dem Insthaus zu und verschwanden in der Tür. Der Aufseher riss sie noch einmal auf, schrie etwas hinein, warf sie dann schmetternd zu und schloss ab. Vergeblich versuchte er danach, den ‚Herrn Hauptmann‘ zu sprechen, der ihn abweisen liess.

Der Gutsherr hatte sich vor seinen Schreibtisch gesetzt. Der junge Mann sass auf einem Stuhl daneben, weisse Flecken auf den hageren, sonnenbraunen Wangen. Seine Finger öffneten und schlossen sich. Manchmal sanken seine Augenlider so tief herab, dass es aussah, als schliefe er. Er sprach nun sehr leise. Er hiess Pawel Polcuch, war einundzwanzig Jahre alt, Student. Er erzählte noch einmal, langsam und stockend, was beim Appell geschehen war, und der Gutsherr schrieb es auf, mit grossen, steilen Buchstaben, wie es seine Art war. Die abgenutzte Feder kratzte auf dem Papier. Sonst war Stille. Plötzlich griff der Junge nach seinem Kopf und sank vornüber. Der Hauptmann sprang hoch, fing ihn auf und rief nach der alten Mamsell. Noch ehe sie da war, hatte er Pawel schon auf das alte Ledersofa gebettet. Die Mamsell, eine ältere, ruhige Frau, fühlte den Puls

des Kranken, hob ein Augenlid an, legte ihm die Hand aufs Herz und streifte ihm dann das graue, zerschlossene Hemd über den Kopf. Ueber eine Schulter lief ein dunkler Striemen. Sie hob den mageren Körper an und zeigte dem Gutsherrn die Fortsetzung des Striemens den Rücken hinunter; zwei weitere, dunkel und hässlich, kreuzten den ersten. Sie werde den Badeofen anheizen, sagte sie, und ein Bad richten, der Junge starre ja vor Schmutz. In der Hausapotheke sei eine ausgezeichnete Heilsalbe, die solle danach aufgetragen werden. Auch wolle sie ein Ei in eine Hühnerbrühe schlagen. Und ob der arme Kerl nicht wenigstens eine Nacht im Gutshaus schlafen dürfe. Bei den Frauen der eingezogenen Gutсарbeiter wolle sie fragen, ob sie nicht etwas Unterwäsche übrig hätten. Das sei nicht nötig, meinte der Gutsherr, Wäsche, die er aus jüngeren Jahren noch besitze, könne der Junge von ihm haben, und schlafen dürfe er hier auf dem Sofa. Dann lasse er die Schlafzimmertür offenstehen, um nachts ohne Mühe hin und wieder nach dem Rechten sehen zu können. Pawel öffnete die Augen und versuchte sich aufzurichten. Sie drückten ihn mit freundlichen Worten wieder zurück. Die Mamsell ging.

Der Gutsherr setzte sich zur Seite des Jungen aufs Sofa und fasste seine Hand. «Sie sind nicht krank», sagte er, «nur schwach und erschöpft. Sie werden jetzt ein paar Tage hier ruhig liegen bleiben und sich erholen. Ich weiss, dass alle Ihre Kameraden das nötig hätten; aber allen kann ich jetzt noch nicht helfen.» «Sie sind gut», flüsterte Pawel, «das wissen wir und verehren Sie darum. Aber Ihr Herr Verwalter ist böse und ungerecht!» «Er ist nicht mein Verwalter», erwiderte der Gutsherr, «sondern Aufseher des Arbeitstrupps und mir mit diesem zugewiesen. Ich hoffe, dass er jetzt abgelöst wird und sich Ihre Lage dann bessert. Vielleicht ist dieser unselige Krieg auch bald vorüber.» Der Junge lächelte ein wenig befangen. Schweigend sah er eine Weile vor sich hin. Dann fing er leise an zu erzählen, von seiner Kindheit, seiner Jugend. Die Eltern waren ihm früh gestorben, eine Tante hatte ihn erzogen. Ein Untermieter, der fünfzehn Jahre lang bei ihr gewohnt hatte, ein Ingenieur, war sein bester Kamerad gewesen. Der hatte mit dem Kind gespielt, hatte dem Jungen bei den Schularbeiten geholfen, war mit ihm, als er noch grösser war, gewandert durch die Wälder der Umgebung und später sogar ins Ausland. In Deutschland waren sie auch gewesen, in Nürnberg und München; deutschen Unterricht hatte er schon auf dem Gymnasium gehabt. Sein Freund hatte ihn mit ins Theater genommen, in Konzerte, in die Oper. Pawel hatte ihn geliebt wie sonst niemand, er hatte immer mit ihm zusammen leben wollen. Aber gleich bei Kriegsausbruch war jener Soldat geworden und gefallen. Der Gutsherr hörte schweigend zu. Manchmal schloss er die Augen, und dann sah es aus, als schliefe nun er.

Die Mamsell kam. Das Badewasser war fertig. Sie mussten beide den Jungen stützen, als sie ihn hinführten. Die monatelange körperliche und seelische Belastung hatte ihn mit einem Male schwach gemacht. «Er kann nicht allein ins Wasser», sagte die Mamsell, «Sie müssen ihn baden, Herr Hauptmann!» «Ich?» «Natürlich Sie! Ich bin eine Frau.» Der Gutsherr half Pawel beim Auskleiden, er half ihm in die Wanne, er wusch ihn. Der Junge liess mit geschlossenen Augen alles mit sich geschehen. Der Gutsherr trocknete ihn ab. Pawel lächelte hilflos. Er griff nach der Wand, weil er das Gefühl hatte, umzusinken. Da hob ihn der Gutsherr kurzerhand auf und trug ihn auf seinen Armen hinaus, den armen, geschundenen Jünglingskörper. Im Flur traf er die Mamsell. Sie schrie auf: «Die Wäsche, Herr Hauptmann! Die Wäsche! Ich habe sie doch in die Badestube gelegt.» «Er fiel mit wieder um», entgegnete er, «ich musste ihn rasch forttragen.» Eilig lief sie

vorbei, um die Wäsche zu holen. Als sie damit ins Zimmer kam, lag Pawel bereits zugedeckt auf dem von ihr inzwischen zum Lager hergerichteten Ledersofa. Sie richteten ihn wieder auf. Die Striemen auf Schulter und Rücken wurden mit Salbe bestrichen und verbunden. Ein Hemd wurde übergestreift, ein Kissen zurechtgerückt, ein Teller Hühnerbrühe mit eingequirltem Ei gebracht und Pawel davon eingegeben. Bald jedoch lehnte er dankend ab, es war zu viel und zu gut für den Anfang. Nachher sass der Gutsherr noch eine Weile bei ihm auf einem Stuhl. Es war dunkel geworden. Der Junge lag ruhig atmend. Der Gutsherr schwieg und hing seinen Gedanken nach. Plötzlich fragte Pawel: «Warum sind Sie so einsam? Haben Sie niemand, der Sie liebhat?» Der Gutsherr antwortete zuerst nicht. Das Zimmer füllte sich immer mehr mit Dunkelheit. «Ich habe viele gute Bücher», sagte er dann nach einer Weile, «das sind meine Freunde.» Wieder schwieg er minutenlang. Auch Pawel sagte nichts. Sein Gesicht war nur noch ein heller Schein im Dunkel. «Du musst jetzt schlafen, Pawel», sagte der Gutsherr endlich, «es ist spät. Gute Nacht!» Er beugte sich zu ihm hinunter. Da streckte der Junge beide Arme aus, legte sie ihm um den Hals und zog ihn zu sich hinab. Der Hauptmann küsste ihn auf den Mund. Dann machte er sich frei und ging leise hinüber in sein Zimmer.

Am nächsten Morgen trug er den Brief mit seinem Bericht und der Beschwerde über den Aufseher zum Briefkasten am Dorfkrug und steckte ihn ein. Auf dem Rückweg fing ihn der Aufseher vor der Treppe zum Gutshaus ab und stellte ihn erbost zur Rede. Dabei beschimpfte er ihn, drohte mit einer Anzeige wegen ‚Feindbegünstigung‘ und verlangte die sofortige Herausgabe des polnischen Lummels. Der Hauptmann liess ihn stehen, ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

Einige Tage danach kamen zwei Kriminalbeamte auf den Hof und verhafteten ihn. Den Gutsherrn. Vor dem Dorfkrug stand ihr Wagen, mit dem sie ihn in die Stadt brachten. Er wurde mit höflichem Zynismus ausgefragt und antwortete stolz und verächtlich. Jawohl, er habe den kranken jungen Polen ausgezogen, ihm in die Wanne geholfen, ihn gebadet und abgetrocknet und dann den Zusammensinkenden auf seinen Armen nackt über den Flur in sein Zimmer getragen. Da niemand im Hause war, der dies alles hätte tun können. (Dass die Mamsell die Aussagen nicht aus Bosheit, sondern auf Befragen in reiner Arglosigkeit gemacht hatte, wusste er.) Er ging sogar weiter und sagte aus, dass er am gleichen Abend dem misshandelten Jungen einen Gutenachtkuss gegeben habe, weil er durch dessen Anteilnahme an seinem Leben sehr glücklich gewesen wäre. — Er sei unverheiratet? — Jawohl, unverheiratet. — Ob er trotzdem Beziehungen zu Frauen habe oder gehabt habe. — Die Beantwortung dieser ihm unsachlich erscheinenden Frage lehne er ab. — Das genüge.

Auch der Fremdarbeiter Pawel Polcuch wurde vernommen, weniger höflich und ganz ohne Zynismus. Dafür grob und brutal. Er behauptete, ganz allein in die Badestube gegangen zu sein, dort allein gebadet, sich allein angekleidet zu haben und zurückgegangen zu sein. Auch den Gutenachtkuss bestritt er. Bei dieser Aussage blieb er, trotz Vorhalts der gegenteiligen des Hauptmanns. Er wurde in den Keller gebracht und geschlagen, dass die Wände von seinen Schreien hallten. Dann stellte man ihn dem Gutsherrn gegenüber. «Sie irren sich», schrie er diesem gellend zu, «Sie müssen sich irren! Vielleicht haben Sie geträumt? Es war so, wie ich es gesagt habe!» Seine Stimme erstickte in Schluchzen, er bebte am ganzen Körper. Der Gutsherr sah ihn traurig an. «Es tut mir sehr leid, Pawel», sagte er, «du willst mir helfen, und ich danke dir. Aber lass uns bei der Wahrheit bleiben. Wir haben nichts Unrechtes getan, und uns kann nichts geschehen»



brauchst dich nicht zu fürchten.» Der Junge wurde fortgebracht. Am nächsten Morgen erzählte der Wärter gleichmütig, dass der Pole sich in der Nacht aufgehängt habe.

Drei Monate später war die Verhandlung gegen den Gutsherrn. Er wurde zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt. Strafverschärfend galt, dass er sich mit dem Angehörigen eines feindlichen Staates eingelassen hätte; strafmildernd wurden seine Verdienste um das Vaterland im ersten Weltkrieg gewertet. Er verbüsste seine Strafe nicht. Als ein paar Jahre später die russischen Heere die deutsche Grenze überschritten, erobernd in das Land einfielen und Hunderttausende von Flüchtlingen in tödlicher Angst vor ihnen nach Westen trecten, wurden auch die Zuchthausinsassen in gleicher Richtung in Marsch gesetzt. In endloser Kolonne, unzureichend bekleidet, von nervösen Aufsehern angetrieben, stapften sie bei bitterer Kälte über tiefverschneite Strassen westwärts. Wer nicht weiterkonnte, Alte, Schwache, Fusskranke, blieb im Schnee liegen. Manchmal ging einer der Posten dann nach ein paar Schritten zurück. Ein Schuss knallte. Der Wachtmann holte den Zug wieder ein. Viele der Gefangenen fanden Gelegenheit zu flüchten. Nach Wochen erst erreichte der Trupp seinen neuen Bestimmungsort. Er bestand nur noch aus einem Drittel der ursprünglichen Zahl. Auch der Hauptmann war nicht mehr dabei.

Diese Kurzgeschichte errang den *zweiten Preis im Wettbewerb*; diejenige, die den ersten Preis erhielt, werden wir erst im Mai veröffentlichen, weil es sich um eine ausgesprochene Sommergeschichte handelt. Das wird sicher auch im Sinne des Autors sein.

Eine kleine Baufonds-Geschichte

Auch wenn das Erzählen dieser kleinen Begebenheit ein leiser, sehr leiser Wortbruch ist, so glauben wir doch, dass «Er» ihn uns verzeihen wird.

«Er» ist einer unserer Abonnenten aus einem fernen Erdteil. Vor drei Jahren war er Abonnent geworden. Aber seine Freude an unserer Zeitschrift und ihrer Dreisprachigkeit war so gross, dass er sich nach und nach alle ihm noch fehlenden 25 Jahrgänge kommen liess. Selbst die allerersten Jahrgänge vom «Freundschaftsbanner» und «Menschenrecht» (wie ja «Der Kreis» einmal hiess) liess er sich kommen, obwohl wir ihm diese ganz frühen Jahrgänge nur in losen Heften und unvollständig liefern konnten. Auch gute Bücher in allen drei Sprachen bestellte er durch uns. Kurz und gut: «Er» wurde in wenigen Jahren ein treuer Freund des «Kreis».

Vor ein paar Wochen schellte es nachmittags bei uns im Büro. Wer war der vor uns stehende, uns unbekante Besucher? Zu unserer grossen Freude und Ueberraschung war «Er» es, der nach längerer Unterbrechung endlich wieder einmal eine Europareise gemacht hatte, auf der er einen Tag in Zürich verbrachte mit dem ausschliesslichen Wunsch, uns und unsere Arbeit kennenzulernen.

Das Gespräch zwischen ihm und uns verlief wie unter alten Freunden. Welch Geistes Kind «Er» ist, kennzeichnet vielleicht treffend eine einzige Bemerkung von ihm. Als wir uns länger über die Frage des gesamten homophilen Seins, über seine Höhen und Tiefen, seine Freude und sein Leid, unterhalten hatten, sagte «Er» am Schluss gleichsam zusammenfassend: «Und wenn man mich noch einmal auf die Erde schickte und mir selbst die Wahl überliesse, möchte ich wieder und nur als homophiler Mensch leben.»